

"Unterwegs nach Deutschland....über die Frauenbrücke Ost-West"

Helga Niebusch-Gerich erzählt Han Yan, wie diese Brücke entstand.

Die Deutschen lieben ihr Land nicht, wundert sich Han Yan. Wie kann das sein?

Die begeisterte Germanistin kommt aus China und promoviert über Goethes „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre“. Wenn sie den 2. Weltkrieg oder die darauf folgende Teilung Deutschlands als Thema gewählt hätte, wäre sie ebenso verwundert?

Diesen von Deutschland ausgehenden, barbarischen Angriffskrieg, an dessen Ende das Land in Trümmern lag? Sie wüsste dann, was nachher kam: Auf seinem Territorium, so weit es nicht an die ebenfalls schwer betroffenen Nachbarn abgetreten worden war, errichteten die Sieger damals zwei getrennte Herrschaftsgebiete. In diesen zwei Teilstaaten standen sich die Besatzer nach kurzer Zeit selbst als Feinde gegenüber. Dann begann der „Kalte Krieg“. Er verwandelte die Trennungslinie zwischen den beiden deutschen Teilstaaten binnen weniger Jahre zur scharf bewachten, für viele Menschen tödlichen, ideologischen Systemgrenze.

Daran sollte sich während vierzig langer Jahre wenig ändern.

Selbstverständlich bemühten sich die Menschen auf beiden Seiten dieser Grenze in den neuen politischen Systemen zu überleben, sich einzurichten, Sinn und Zweck für sich und ihre Kinder zu finden. Aber die Zwecke ließen sich immer weniger über die Grenze hinweg verbinden, sondern richteten sich mehr und mehr gegen einander. Die Ideologen bestimmten die gesellschaftliche Wirklichkeit, die mit den jeweils modernsten Waffen abgesichert wurde. Du erinnerst Dich: Die Drohkulisse der atomaren Abschreckung zwischen der östlichen und der westlichen Welt. Hier, in diesen zwei ungleichen Nachfolgestaaten, beherrschte sie die Lebenswirklichkeit.

Die Menschen, die sich des alten Deutschlands in all seiner Schuld erinnerten, mochten das mit Scham und Wehmut tun.

Auf Liebe, nein, Han Yan, auf Liebe konnten auch die sich so feindlich gesonnenen Nachfolgestaaten nicht hoffen.

Nach 1986, der Vorsitzende der KPDSU hieß jetzt Gorbatschow, gab es plötzlich Signale aus der Sowjetunion, Signale, denen man entnehmen konnte, die Russen würden vielleicht keine Truppen mehr in Bewegung setzen, um ein von inneren Schwierigkeiten bedrängtes Bruderland zu verteidigen.

Die westdeutsche Fernsehwelt hatte vielen Menschen im Osten einen Blick über die Grenzen ermöglicht. Deren Bereitschaft, den alltäglichen Mangel als notwendiges Übel auf dem Weg zur gerechten sozialistischen Gesellschaft hinzunehmen, war immer geringer geworden. Vor allem wollte man sich persönlich freier bewegen, sich ungehindert umsehen, einfach freier reisen. Diese Sehnsucht eines großen Teils der ostdeutschen Bevölkerung sprengte schließlich die wirtschaftlich hinfällig gewordene Republik.

1989 musste die Grenze zwischen den beiden deutschen Staaten geöffnet werden. Die Mauer stürzte ein.

Die Ostdeutschen hatten mit ihren Montagsdemonstrationen ihre Regierung zum Aufgeben gezwungen. Später sprachen sie sich mehrheitlich für einen gemeinsamen deutschen Staat aus, der ab Oktober 1990 Wirklichkeit wurde.

Hier beginnt unsere Geschichte.

die Geschichte von den Frauen, die sich auf den Weg machen, um eine Brücke zu bauen, eine Brücke über die Abgründe, die in den vierzig Jahren zwischen den Menschen im geteilten Deutschland entstanden waren. Sie erzählt von Neugier, von Offenheit, von Missverständnissen, Ressentiments und Tränen und immer wieder dem Wunsch, die anderen zu verstehen. Eine Geschichte, die viele Frauen im Innersten bewegt und zum Mitmachen bewogen hat, sodass sie ein Stück weit zu ihrer eigenen wurde.

Du hast mich gefragt, Han Yan, wie alles begann und wie aus der Empörung über den Umgang mit der Einheit in Deutschland eine Bürgerinneninitiative wurde. Wie es dazu kam, dass Frauen, die sich gar nicht kannten, sich schließlich gemeinsam so intensiv für ihr Land interessierten, dass sie die spürbare Entfremdung zwischen den Menschen nicht tatenlos hinnehmen wollten?

Ich kann es Dir nicht genau sagen. Selbstverständlich geschieht nichts von allein.

Jede Frau hatte ihre eigenen Beweggründe. Von einigen werden wir hören.

Ich? Ich hatte die Zweiteilung meines Landes nie ganz verwunden. Meine östlichen Wurzeln haben mich nie daran zweifeln lassen, dass wir - allen aufgesetzten ideologischen Differenzen zum Trotz – selbstverständlich ein Volk sind.

Und jetzt?

Meine selbständige Marketing- und Vertriebsagentur am Rande von Sinsheim, einer Kleinstadt unweit von Heidelberg, hatte ich ganz gut auf die Beine gestellt. Sicher, es ist anstrengend, immer nach neuen Ideen für Design und Verkaufskonzepte zu suchen. Die Hersteller, mit denen man zusammen arbeitet, sind dringend auf Aufträge angewiesen. Die Handelspartner brauchen gut verkäufliche Modelle. Da muss die Organisation einfach stimmen. Eine sympathische, aufgeschlossene Mitarbeiterin, Gudrun Stuhm, übernahm einen Teil der administrativen Aufgaben. So erstickte ich trotz der beruflichen Anforderungen nicht völlig in der Arbeit. Es blieb immer wieder Zeit, abends systematisch zu lesen, mich mit dem Thema zu beschäftigen, das mich fasziniert, so lange ich denken kann: Menschen in ihrer Abhängigkeit von den jeweiligen Lebensumständen, den familiären, den gesellschaftlichen, den zeitgeschichtlichen.

Du wirst mich verstehen: Während meiner Lehr- und Wanderjahre hatte ich in verschiedenen westeuropäischen Ländern gelebt. Auch später führten mich Aufgaben im Marketing und Vertriebswesen für deutsche Firmen immer wieder in diese Richtung. Ob in Madrid eine französische Kollegin sich weigerte, einer Deutschen am Schreibtisch gegenüber zu sitzen, oder auf einer Dienstreise ein Restaurantbesitzer in einer Vorstadt von Marseille einer Deutschen kein Essen servieren lassen wollte, häufig gab es damals Gelegenheit, mir Gedanken darüber zu machen, was es mit dem Deutschsein so auf sich hat. Die Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland hatte für das Verhalten dieser Menschen gute Gründe geliefert. So musste ich sie davon überzeugen, dass ich nicht die geringsten Sympathien für den untergegangenen Nationalsozialismus hatte.

Als 1986 im Ortsteil ein SPD-Ortsverein gegründet wird - seit drei Jahren war ich bereits selbständig tätig - trete ich ein und diskutiere mit anderen eifrig am Frauenstammtisch. Wir wollen mehr Frauen im Gemeinderat und mehr Kontakte der Frauen über die Parteigrenzen hinweg.

In der ersten Maiwoche 1989 breche ich endlich auf mit meinen beiden Schwestern zur lang geplanten Fahrt in die Vergangenheit nach Breslau, aus der die Eltern damals bei Kriegsende 1945 mit uns Kindern auf die Flucht gegangen waren. Mehr als alles, was ich dort zu sehen oder nicht mehr zu sehen bekam, blieben mir die Tage in Erinnerung, die wir mit Transitvisum auf dem Weg durch die DDR in Gera und vor allem in Dresden erlebten. Untergebracht in einem der „Bettenhäuser“ in der Prager Straße traf man dort Touristen aus den Ländern des Ostblocks, den sozialistischen Bruderländern, aber auch DDR-Bürger. Als

Mensch aus dem Westen Deutschlands konnte ich mir vieles, was ich sah und hörte, nicht erklären. Warum streitet ein Ehepaar so leidenschaftlich, ob der Sohn den Dienst bei der NVA, der Nationalen Volksarmee, verlängern soll, um studieren zu dürfen? Warum versuchen sie es nicht wenigstens, an die heiß begehrten Karten für die Semperoper zu gelangen? Warum führt der Kellner einen Gast im Polizeigriff ab und scheucht die Bedienung darob alarmierte Gäste grob an den Tisch zurück?

Am 9. November des Jahres dann das Wunder von Berlin!

Wenige Monate später, im April 1990, die erste freie Volkskammerwahl, aus der heraus die Vorbereitungen für die Vereinigung der beiden deutschen Staaten getroffen werden.

Zur Jahresmitte 1990 bin ich wieder in der DDR, fahre mit meinem Patensohn 14 Tage lang quer durchs Land und übernachtete jede Nacht privat bei anderen Menschen. Die zufälligen Gastgeber erzählen, geben Einblick in ihr Leben. Sehr oft werden wir eingeladen!

Am 3. Oktober 1990 wird der Einheitsvertrag unterschrieben.

Und die Irritationen beginnen. „Ihr könnt uns einfach nicht verstehen“, hört man als Thema mit Variationen von beiden Seiten. Hatten diese vierzig Jahre, in denen man in politisch-wirtschaftlich extrem gegensätzlichen Systemen lebte, Kulturen mit so weit reichenden Unterschieden ausgeprägt, dass man einander fremd geworden ist?

In meinem Krankenhausbett lese ich 1991 mit wachsender Empörung, was die Zeitungen da an kleinlichen Misstönen berichten. Haben denn alle vergessen, dass bis vor nicht mehr als zwei Jahren eine der gefährlichsten Grenzen der Welt Ost- und Westdeutsche von einander trennte?

Aus dem Krankenhaus zurück gehe ich aufgeregt und wütend an den ASF- Stammtisch. Die Frauen stimmen mir zu: Wir müssen etwas tun. Also organisieren wir einen Aufruf in der sozialdemokratischen Zeitung „Vorwärts“, der ein großes Echo findet. – Persönliche Verbindungen zwischen den Menschen herstellen, Gespräche beginnen, uns gegenseitig einladen, um einander kennen zu lernen. So wollen wir es anpacken.

Zur gleichen Zeit kündigte die Zeitschrift Emma einen Frauenkongress an für das erste Novemberwochenende 1991 in Potsdam . „Pömps“ nannte sich das Netzwerk der

Veranstalterinnen. Dort würde man viele Frauen treffen, so auch Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth und die brandenburgische Sozialministerin Regine Hildebrandt. Man müsste sie für unsere Idee der Begegnungen begeistern.

Aber die Sinsheimer Provinz liegt weit entfernt von Potsdam. Meine Stammtischfrauen reagieren zurückhaltend. Dort hinzufahren finden sie reichlich überzogen. Was soll ich machen? Fahre ich, fahre ich nicht? Ich fahre. Allein. Und erlebe meine erste große Frauenveranstaltung. Eine erstaunliche Meinungsvielfalt! Ich bin begeistert. Alles, was ich bisher von der Frauenbewegung, vom Kampf für Gleichstellung der Geschlechter erfahren hatte, beschränkte sich auf die Lektüre über die eher theoretischen Auseinandersetzungen. Hier bin ich plötzlich mitten in einer vielfältigen Debatte, wo die Frauen die unterschiedlichsten Felder von Benachteiligung erörtern. Ich höre gespannt zu. Am Rande der „Workshops“ (neues Wort für mich) und in den Pausen erzähle ich allen von unserer Idee: Frauen aus dem Westen und dem Osten laden sich gegenseitig ein. Wenn man sich persönlich kennen lernt, ist man nicht mehr nur auf Hörensagen und Vorurteile angewiesen. Wir in Sinsheim wollen solche Besuche vermitteln.

Wahrscheinlich bin ich einigen mit meiner Botschaft enorm auf die Nerven gegangen. Aber ich habe das Gefühl, gegen die Uhr anreden zu müssen. Ein Wochenende ist kurz. Ich bin hier, um Kontakte zu knüpfen. Es gelingt mir, drei Frauen aus Potsdam und Umgebung zu interessieren. Regine Schuster-Schädlich, Teltow, Helma Hörath aus Kleinmachnow. Die dritte, Margot Prietzel aus Teltow, wird mich mit einer Kollegin noch in der Vorweihnachtswoche in Sinsheim besuchen. Alle drei schließen sich später unserer Initiative an.

Zurück in Sinsheim nehme ich mir die Adressenliste Ost der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen, kurz „ASF“ vor. Nach Dresden bekam ich telefonisch keine Verbindung. Mit Chemnitz hatte ich mehr Glück. Dort wollte die Mitarbeiterin der Geschäftsstelle, Monika Steinbach, bei ihrem nächsten Treffen hören, ob die Frauen Interesse daran haben, eine Frauengruppe aus der Heidelberger Gegend bei sich zu Hause als Gäste aufzunehmen. - Sie hatten! Also planten wir gemeinsam.

Ost- und Westdeutsche sollten sich ihre Biografien erzählen, hatte der Ministerpräsident von Brandenburg, Manfred Stolpe, bei den Feierlichkeiten zur Vereinigung gefordert.

Genau so sollte es geschehen.

Am letzten Januarwochenende 1992 schließlich ist es so weit: Sieben Frauen aus Sinsheim und Brühl, Baden, folgen der Einladung ins Unbekannte nach Chemnitz. Im Gepäck Neugier, guten Willen und eine Gegeneinladung.



Von rechts: Renate Dvorak, Claudia Pathe, Andrea Moritz-Meeßen, Dorothea Vogt, Sigrid Schilp, Gudrun Stuhm, Helga Niebusch-Gerich

Um sechs Uhr morgens erreicht der Nachtzug die alte deutsche Industriemetropole. Auf dem Bahnsteig erinnert mich ein ungewohnt brenzlicher Geruch an vergangene Zeiten. Monika Steinbach - mit der Quartierliste, das muss sie sein- begrüßt uns, stellt uns die Gastgeberinnen im fahlen, gelblichen Morgenlicht vor. Um neun Uhr würden wir uns später am Rathaus treffen, aber erst sollte bei den einzelnen Gastgeberinnen zu Hause gefrühstückt werden.

Eine hübsche, fröhliche Tamara mit Ehemann, den sie um einen Kopf überragt, nimmt Andrea M. und mich unter ihre Fittiche. Während wir zu Fuß zur nahe gelegenen Wohnung unterwegs sind, erzählt sie uns von der bequemen Doppelbettcouch auf der wir ungestört schlafen würden. Beim Frühstück lernen wir die vier Kinder des Paares kennen. Die fünfzehnjährige, schlank gewachsene Tochter sieht ihrer Mutter sehr ähnlich. Die drei Söhne? Es ist schwer, etwas über ihr Alter zu sagen. Extrem klein von Gestalt haben sie eher große

Köpfe. Die fröhliche Tamara berichtet von einer Erbkrankheit, die der Vater an die Jungs weitergegeben hat. Er arbeitet bei der Reichsbahn, es geht ihnen gut und beide sind stolz auf ihre Wohnung. Aufgeregt sind sie nicht nur wegen der Gäste. Sie vergleichen Namen auf Listen, Namen von Leuten aus ihrem Viertel, die sie kennen und die bei der „Stasi“ mitgearbeitet haben, was sie sehr entrüstet. Ich kann mit dem Begriff „Stasi“ wenig anfangen.

Das große Wohnzimmer teilen wir mit reichlich Grünpflanzen und einer erstaunlichen Anzahl von Gartenzwerge teilen. Tamaras Mann modelliert sie in seiner Freizeit. Nach dem Frühstück brechen wir auf zum Rathaus, einem der wenigen ehrwürdigen Gebäude der Innenstadt, die den Krieg überstanden haben. In Erinnerung bleiben mir vor allem die Führung auf den Turm des Rathauses durch den Türmer, die Wandgemälde von Paul Klinger im großen Ratssaal und ein Plakat in den Räumlichkeiten des dortigen Frauenzentrums, auf dem es heißt: „Frauen müssen größenwahnsinniger werden!“ Im Laufe des Jahres werde ich mehrfach in dieses Rathaus zurückkehren.

Unsere ersten gemeinsamen Gespräche finden dann im SPD-Büro statt. Die Gastgeberinnen haben dort ihre regelmäßigen ASF-Treffen. Die Zugehörigkeit zur SPD ermöglicht uns das Nähe vermittelnde „Du“, gegen das auch Gudrun und Renate, obwohl sie der SPD nicht angehören, nichts einzuwenden haben. Gegenwart, Vergangenheit, die Fragen berühren die unterschiedlichsten Aspekte des Lebens. Den Antworten wird voller Aufmerksamkeit zugehört.

Helmut Kohls CDU hatte die Wahlen in Sachsen fast durchweg für sich entschieden. Auch in Chemnitz klagen unsere Gastgeberinnen über geringen Zuspruch für die Partei. Sie können kaum Mitglieder gewinnen. Die Leute wollen erst einmal von Partei nichts mehr wissen.

Auf der Rückfahrt brodeln die Ideen.

Was ist zu tun? - Werden wir eine andere Form finden müssen für unsere Brückenidee, eine Form, die Parteigrenzen überschreitet, die allen das Mitmachen erleichtert? Eine Bürgerinneninitiative?

Eine Bürgerinneninitiative braucht ein Vereinsstatut.

Wenn jetzt die Frauenbrücke Ost-West langsam beginnt, Gestalt anzunehmen, ist das der Begeisterung der beteiligten Frauen zu verdanken. Nur verfügt leider keine von uns über größere finanzielle Mittel. Was für ein Glücksfall, dass ich da als Selbständige meine

Arbeitszeit häufig flexibel gestalten kann! Mein Agenturbüro stellt die Adresse mit Telefonanschluss und Fax; es gibt einen PC und die von der Agentur finanzierte Mitarbeiterin, Gudrun Stuhm. Somit haben wir eine Geschäftsstelle.

Gudrun Stuhm wird auch darüber hinaus zur engagierten Mitstreiterin, übernimmt im neu gegründeten Verein die Aufgabe der Kassiererin, eine knifflige Aufgabe, denn unsere finanzielle Situation ist schlicht katastrophal. Sie wird sich auf Jahre hin nicht verbessern.

Mein Leben verändert sich zusehends. Neben die beruflichen Tätigkeiten rückt die stetig wachsende Frauenbrücke, beherrscht die Gedanken und fordert meine körperlichen Kräfte mehr und mehr. In den Mittelpunkt drängt dieses unglaubliche neue Deutschland, das Land mit seiner widersprüchlichen Geschichte, seiner erstaunlichen Gegenwart, die durch freie Wahlen wieder vereinte Nation.

Wie sieht Gudrun diese ersten Schritte?

Mittendrin Aus der Sicht von Gudrun Stuhm

„Es war noch früh am Morgen und ich machte gerade Ablage, als Helga zu mir ins Büro kam. Ich merkte gleich, dass sie etwas Wichtiges mit mir besprechen wollte. Für mich war Helga damals noch Frau Niebusch-Gerich und meine Chefin. Sie betrieb eine Handelsagentur für Beleuchtung und Wohnen, arbeitete im Außendienst und ich erledigte den Innendienst.

„Das riecht nach Mehrarbeit“, dachte ich mir, als Helga sich auf einen Stuhl neben mich setzte und mich vertraulich anlächelte. Meine Alarmglocken läuteten schrill, denn gerade heute hatte ich überhaupt keine Zeit.

„Frau Stuhm“, fing Helga an, „gestern war ich beim Stammtisch der AsF. Dort haben wir einen Aufruf formuliert.“ Wieder schrillten meine Alarmglocken, doch ich wollte erst mal hören, was bei der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen besprochen worden war. „Alle seien sich einig gewesen“, fuhr Helga fort, „dass es mit der Wiedervereinigung so nicht richtig laufe. Erwartungsvoll schaute mich Helga an und ich nickte meine Zustimmung. „Ja, schon“, gab ich ihr wenig euphorisch

Recht. Was aber hatte das alles mit mir zu tun? Ich hatte keine Verwandten in der DDR, war niemals dort – für mich war die DDR ein weißer Fleck auf der Landkarte gewesen.

Dennoch: Wie viele Menschen hatte ich am 9. November 1989 vor dem Fernseher gesessen und hatte Freudentränen vergossen. „Kann endlich der Traum vieler Menschen von einem gemeinsamen Deutschland wahr werden?“, war es mir durch den Kopf gegangen.

Helga hatte wohl gemerkt, dass ich nachdenken wollte. Sie sagte nichts, blieb einfach sitzen. Dass ich politisch interessiert war, wusste sie. Auch über das Thema Wiedervereinigung hatten wir uns schon oft unterhalten. Doch diesmal war es anders. Diesmal schien es ihr besonders wichtig zu sein.

„Was halten Sie von dem Aufruf?“ Ich begann die wenigen Zeilen zu lesen. „Ich finde auch, dass nicht der richtige Weg eingeschlagen wird bei der Wiedervereinigung. Diesen Aufruf kann ich nur unterstützen.“ Kaum hatte ich den Mund zugemacht, war mir klar: Hier kommt nicht nur viel Arbeit, sondern auch etwas Besonderes auf mich zu. Ich ahnte nicht, wie sehr es mein Leben in den nächsten Jahren, ja Jahrzehnten, beeinflussen sollte.

August bis Dezember 1991

Oft diskutierten Helga und ich über die nächsten Schritte, die wir unternehmen wollten. Es ging nicht darum, nur unserem Missfallen Ausdruck zu verleihen. Im Gegenteil, wir wollten etwas tun.

Es galt Mitstreiterinnen in Ost und West zu finden, die bereit waren, Einblick in die unterschiedlichen Lebenssituationen zu gewähren. „Zeig mir wie du lebst“, wurde unser Motto, das mir während eines unserer vielen Gespräche einfiel. Wir wollten eine Brücke bauen aus gegenseitigem Verständnis und frei von Vorurteilen.

Klar, das hört sich gut und logisch an, doch wie bringt man so etwas auf den Weg?

Helga als Mitglied der SPD verbreitete ihre Idee und nutzte die Infrastruktur der Partei. Flugblätter wurden gedruckt und bei Veranstaltungen der AsF ausgelegt. Helga nutzte jede Gelegenheit, um für ein verständnisvolles Miteinander zu werben.

Inzwischen war ich, genau wie Helga, sowohl von der Idee als auch von der Notwendigkeit überzeugt, sie in die Tat umzusetzen. Wann und wo immer ich konnte, sprach ich darüber, dass die Menschen aus Ost und West sich kennen lernen müssen, um die Vorurteile, die im Laufe der Jahrzehnte aufgebaut worden waren, abzubauen.

Mit Parteipolitik habe ich nicht viel am Hut. Ich bin zwar eine pflichtbewusste Wählerin, doch Parteimitglied bin ich nirgendwo. Daran wollte und will ich bis heute nichts ändern.

In einer Bürgerinnen-Initiative mitzuarbeiten, war eine andere Sache. Da ging es um sachbezogene Arbeit und, wie ich sehr schnell herausfand, um persönliches Engagement mit menschlichem Hintergrund.

Auf die Flugblätter hin meldeten sich mehrere Frauen bei uns, sowohl aus dem Osten als auch aus dem Westen Deutschlands. Sie wollten Kontakt miteinander aufnehmen, zunächst in Form von Briefen. Zu dieser Zeit war die Kultur des Briefeschreibens bei den Ost-Frauen noch weit mehr verbreitet als bei den West-Frauen, wo die meisten Kontakte per Telefon gepflegt wurden. Am Anfang unserer Bürgerinnen-Initiative hat so manch eine West-Frau wieder begonnen, Briefe zu schreiben und so einen Kontakt in den Osten aufgebaut.

Den allerersten Schritt aber unternahm Helga, indem sie jede Frau, die sich bei uns gemeldet hatte, anrief und ihr unsere Initiative im Detail vorstellte. War das nicht möglich, nahm sie schriftlich Verbindung auf und mit manch einer der Frauen bestehen noch heute Kontakte. Mehr noch, manch eine dieser

Frauen hat sich zur engagierte Mitarbeiterin unserer Bürgerinnen-Initiative entwickelt.

Helga und ich brüteten zuweilen lange über den Briefen der Frauen, um die richtige West- mit der passenden Ostfrau zusammenzubringen. Würden Desdemona aus Gotha und Waltraud aus Heidelberg einen Weg zueinander finden? Oder Gisela aus Berlin-West den richtigen Ton bei Monika aus Leipzig treffen?

Bei Marianne aus Heilbronn und Ursula aus Chemnitz hatten wir ein besonders glückliches Händchen. Seit mehr als fünfzehn Jahren halten die beiden Frauen Kontakt zueinander, schreiben sich Briefe, treffen sich bei Foren oder verbringen das eine oder andere Wochenende gemeinsam, manchmal auch mit der ganzen Familie.

Von Anfang an hatte ich Freude an den Gesprächen mit den Frauen aus den verschiedenen Teilen Deutschlands. Zunächst allerdings nur per Telefon. Über jedes Telefonat freute ich mich und hoffte, irgendwann die eine oder andere Frau persönlich kennen zu lernen. Dass ich im Laufe der Zeit so viele von ihnen treffen würde, hätte ich nicht zu träumen gewagt."

Wie wir uns dann an die Arbeit machten, auf unzähligen Frauenforen etwas zu erfahren über unsere Identität, das, was einzelne von einander unterscheidet, vor dem Hintergrund gesellschaftlicher und politischer Gegebenheiten, kann man weiter lesen in **"Unterwegs nach Deutschland über die Frauenbrücke Ost-West", erschienen im Verlag Schnell.***

Denn "Wir schafften einen Ort, an dem wir uns erzählten, wie wir wurden, was wir sind. Auf der Suche nach der verlorenen Liebe zu unserem Land erobern wir uns die Geschichte zurück in der Frauenbrücke und machen uns die Kultur unseres Nationalstaates ganz bewusst zu eigen, als kreativer, lebhafter Teil der deutschen Frauenbewegung der Neunziger Jahre. - Ob aber alle inzwischen heimisch geworden sind? Das kann Dir nur jede Einzelne verraten, Han Yan